



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 298.

Donnerstag, 20. Dezember.

1928.

(11. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

„Ich habe mir gemerkt, wie er aussieht“, entgegnete Schumann, „und wenn er mir über den Weg läuft, faß ich ihn. 'n Mörder dem Gericht auszuliefern ist keine Schande, und fünfzehnhundert Mark find mitzunehmen, zumal wenn man erwerbslos ist. Heutzutage werden nur junge Leute verlangt — ich bin Feinmechaniker —, die alten können stempeln gehen. — Was meinen Sie, ob der Mörder wohl in diesem Viertel verborgen sitzt, Herr Wachtmeister?“

Der junge Mensch lachte beinahe verlegen auf.

„Was Sie auch für Einfälle haben! . . . Warum sollte er sich gerade hier versteckt halten? . . . Vielleicht ist er mit seiner Beute längst über alle Berge, oder er hat sich sonst irgendwo verkrochen und wartet, bis die größte Aufregung vorbei ist; die Stadt ist ja groß.“

„Recht haben Sie“, stimmte Schumann nachdenklich bei. „Na, denn wird's diesmal wohl nichts mit den fünfzehnhundert Mark; ich hatte mir schon so hübsch ausgedacht, wie ich sie anlegen wollte. — Auf Wiedersehen, Herr Wachtmeister.“

„Ach, sagen Sie mal! . . .“ Der lange, junge Mensch kam Schumann, der sich schon zum Gehen gewandt hatte, nachgestellt; sein Gesicht zeigte wieder den verlegenen Ausdruck. „Sie sind hier doch sehr bekannt, Herr Schumann.“

„Und wie!“

„Der alte Händler — wie heißt er doch noch gleich?“

„Roberts meinen Sie wohl, was?“

„Ja, ja, der mit der hübschen Tochter . . . Ich hab' die Kleine lange nicht gesehen; ob sie krank ist?“

„Krank? Nein, krank ist sie nun gerade nicht, sie ist bloß 'n bißchen verregelt.“

Der Sipo hatte gespannt zugehört. „Bleibt sie lange weg?“

Schumann lachte. „Ja, da fragen Sie am besten den alten Roberts“, antwortete er mit einem listigen Augenzwinkern. „Aber warum wollen Sie das wissen?“

„Ich meinte nur so“, stotterte der Sipo, über und über rot im Gesicht.

Schumann ging lachend davon. —

Es war am Vormittag gegen elf Uhr. Die Gildengasse bot um diese Zeit keinen ungewöhnlichen Anblick. Die Jugend, soweit sie nicht die Schulbänke drückte, spielte auf der Straße, denn — o Wunder! — an diesem Januartage stand am wolkenlosen Himmel die Sonne, und sie wärmte sogar. War es ein erstes Ahnenlassen des Frühlings, der ja noch schüchtern in weiter Ferne stand, aber wohl nirgends so herbeigesehnt wurde wie in diesem Labyrinth von dunklen Gängen und Höfen? . . . Hier und da hing Bettzeug aus dem Fenster, ein paar Frauen unterhielten sich von Fenster zu Fenster quer über die Straße; aus der Kellerwirtschaft, in der Herbert Godebrecht Schumann kennengelernt hatte, drangen die lärmenden Töne des Orchestrions bis auf die Straße und vermischten sich mit den Tönen der Drehorgel, die weiter unten von einem Stiefzünftigen gedreht wurde; die Disharmonie

hielt die Kinder nicht ab, mit lachenden Gesichtern sich zu wiegen und zu drehen.

Wie sie das schön können, dachte Schumann, der alles sah und beinahe alles hörte, mit nicht geringem Staunen, indem er seinen Weg fortsetzte. Bei Roberts Hause angelangt, warf er einen schnellen Blick in das Schaufenster, nahm aber nichts Außergewöhnliches wahr. Zwei Häuser weiter stand ein junger Mann, der den näherkommenden Schumann mit finsternen Blicken maß. Er hielt die Hände in den Hosentaschen, über der Strickjacke hingen die Enden des um den Hals geschlungenen Wollschals, eine karierte Mütze mit einem sehr breiten Schirm war tief in die Stirn gedrückt.

„Morgen“, jagte Schumann im Vorbeigehen.

„Morgen. — Na, du bist ja mit dem Sipo mächtig intim.“

Schumann stutzte, hatte aber bald seine Geistesgegenwart wieder erlangt.

„Man muß schlau sein“, erwiderte er augenblickend. „Mit der Polizei muß man sich freundschaftlich stellen, das ist immer von Vorteil.“

„Wie so? . . . Hast du was ausgefreffen?“

„Na, darüber spricht man nicht gern, was?“ Mit einem verschmitzten Auflachen ging Schumann weiter, der Bursche schickte ihm einen keineswegs freundlichen Blick nach.

Schumann bog in die nächste Querstraße ein, hier lag seine Wohnung. Im Erdgeschoß eines Hauses, dessen Giebel sich stark vornüber neigte, so alt und ausbesserungsbedürftig war es. Als er im Flur stand und vergebens klingelte und klopfte, rief eine Frauenstimme von der völlig im Dunkeln liegenden Treppe her: „Ihre Frau ist eben weggegangen, Schumann.“

„Hat sie gesagt, wohin?“

„Ich glaube, sie sprach vom Schlachter.“ Ein schlurfender Schritt kam näher. „Schumann, was sagen Sie bloß zu dem Mord?“

„Zu dem Mord?“ Schumann hatte die Eingangstür seiner Wohnung aufgeschlossen. „Was alle Welt dazu sagt, Frau Hartlieb, da gibt's doch nicht viel zu fragen.“

„Nein, das wohl nicht. Ich meine bloß, was Sie zu die Kriminalen sagen, die hier so verdächtig herum-schleichen. Als wohnten hier lauter Mörder. So was kann mich direkt aufregen.“

Schumann lachte. „Ja, Frau Hartlieb, dabei müssen Sie sich nichts denken. Unserwegen könnte hier doch eine ganze Armee von Kriminalbeamten Aufstellung nehmen.“

„Wieviel hat der Mörder eigentlich erbeutet?“

„Dreißigtausend Mark in bar — schätzungsweise — und für vierundfünfzigtausend Mark Brillanten.“

„Gott du Allmächtiger!“ rief Frau Hartlieb. „Ein Vermögen!“

„Hätten wir es man, was? . . . Und fünfzehnhundert Mark Belohnung“, setzte er leiser hinzu, „es steht auf dem roten Plakat, Sie können es selbst nachlesen.“ Damit betrat er seine Wohnung, Frau Hart-

Nach ging wieder nach hinten, bald ächzten unter ihrem schweren Schritt die Treppentufen.

Schumann stärkte sich in der warmen Küche durch eine Tasse Kaffee und legte dann die Erwerbslosenunterstützung, die er sich heute morgen geholt hatte, in die kleine Blechschachtel, die in der Vorderstube in der Kommode ihren Platz hatte. Daran vergreift sich keiner, der auf Mord und Raub ausgeht, dachte er, insofern lebt man hier sicherer und angenehmer als in einer Villa. Eine der Zigarren, die er vorgestern von Herbert Godebrecht erhalten hatte, anzündend, setzte er sich auf einen Stuhl am Fenster und überlegte, dabei ließ er den schmalen Gang, der gerade gegenüber zwischen zwei Häusern verlief, nicht aus den Augen.

„Fünfhundert Mark“, murmelte er. Nein, es wäre keine Schande, einen Mörder zu denunzieren, aber ihn erst haben, das war es; ihn beim Ranthafen nehmen und behaupten können: Hier ist er! darin lag die Schwierigkeit.

Frau Schumann, eine sehr saubere, gutmütig aussehende Vierzigerin, kam von ihrem Ausgang zurück.

„Nanu, du sitzt hier in der kalten Stube, Frih!“ rief sie.

„Hier ist es doch nicht kalt, was? Und dann kann ich hier besser an meiner Erfindung arbeiten als in der Küche, der Dunst von deiner Plätterei ist mir zuwider.“ Seine Frau verdiente mit Plätten für fremde Leute so viel, daß das Ehepaar den Begriff Not glücklicherweise nicht kannte.

„Nach, was du willst.“

Schumann holte ein halbfertiges Modell herbei und bastelte daran herum. J irgendeine Bervollkommnung des Automotors von heute schwebte ihm seit langem vor. Wenn das Vorhaben gelang, konnte man über Nacht reich, sehr reich werden, selber im Automobil durch die Lande flitzen; man hatte dann nicht mehr nötig, stempeln zu gehen und auf einen Mörder Jagd zu machen, und die Plätterei da hinten würde dann auch ein Ende haben.

Aber es wurde heute nichts mit dem Basteln. Der Gang da drüben! O, er, Frih Schumann, wußte längst, daß von ihm ein Keller, der nicht mehr im Gebrauch war, abging, und daß aus diesem Keller und dann aus dem Gang schon mehr als einmal der Sperber gekommen war. Was hatte Sperber in diesem verwahrlosten Keller zu suchen? ... Sollte er gar? ... Schumann liebte Geheimnisse über alles, und er war entschlossen, diesem Geheimnis auf die Spur zu kommen.

Als am Nachmittag die Dunkelheit hereingebrochen war, ging er, rasch nach rechts und links sehend, über die Straße und durchmaß schnell den Gang, damit ihn von der Straßenseite niemand beobachten konnte. Er stieg die wenigen, total ausgetretenen Stufen zu dem Keller hinab und lauschte. Als sich nichts rührte, setzte er, sich an den nassen Wänden vorwärtastend, seine Entdeckungsreise fort. Alles blieb still, nur zu seinen Füßen raschelte es. Vorsichtig ließ er seine Taschenlampe spielen und ließ sie beinahe fallen, so sehr erschrak er über den Anblick, der sich ihm bot. Scharen von Ratten huschten ungentert vor ihm her, in dem Gebälk sah Spinnweben neben Spinnweben, und als der ängstlich Gewordene einmal den Kopf zurücklegte, um die Decke in Augenschein zu nehmen, tropfte es ihm kalt auf die Nase.

„Gott bewahre!“ Er sagte es halblaut. Wenn die ganze Geschichte nun einstürzte! Man würde ihn hier finden und am Ende sagen, er hätte den Raubmord begangen! Er hätte seine Schätze hier unten in Augenschein nehmen oder sie fortzuschaffen wollen! ... Diese Vorstellung wirkte so ernüchternd auf seine Unternehmungslust, daß er sofort kehrt machte — um jäh seinen Fuß zu hemmen, als er einen andern Schritt hörte. In atemloser Spannung preßte er sich in eine kleine Vertiefung der Wand und wartete das Kommende ab.

Die Schritte kamen rasch näher, von der Straßenseite her, und dann belehrte den Horschenden ein eigenartiges Schnaufen darüber, daß es Sperber war, der jetzt an ihm vorüberging und ihn sogar mit dem Armel streifte. Nach welcher Richtung ging Sperber?

... Nach links. Denn der Gang zeigte sich zwei Meter weiter, das hatte die Taschenlampe schon verraten.

Und nun stieg die Lust am Entdecken und Erfinden abermals. Als alles still geworden war, bog der unterirdische Wanderer ebenfalls nach links ab. Er wagte es sogar, dann und wann die kleine Laterne spielen zu lassen, und er wurde überzeugt, daß der Weg, den er ging, der richtige war, denn auf der schlüpfrigen Schmutzfläche, die den Gang bedeckte, zeichneten sich deutlich Fußspuren ab — im Gegensatz zu den Nebengängen, die mit ihren verfallenen Verschlägen wie verunreinigt und vergessen dalagen. Zu was hatte dieser endlose Keller früher überhaupt gedient? ... Das mußte er heraushaben.

Hier war ein Winkel, in dem er sich zur Not verkriechen konnte, wenn Sperber etwa unerwartet den Rückweg antrat. Aber hier wurde Schumanns Mißbehagen auch ein Niegel vorgeschoben, denn er stieß plötzlich mit dem Kopf gegen etwas Hartes, Kaltes, und zwar so heftig, daß er laut „Au!“ schrie. Im selben Augenblick schlug über ihm kurz ein Hund an. Das war zweifellos der Hund des Althändlers, den dieser sich vor acht Tagen angeschafft hatte, ein wahres Ungeheuer von Hund, die ganze Gildengasse sprach davon.

Schumann horchte mit pochendem Herzen. Er vernahm dann nach einer Weile, allerdings unklar, die kreischende Stimme des Händlers und dazwischen die tiefere Sperbers, der heftig erregt schien. Schumann wußte auch, was ihm den Schmerz an der Stirn verursacht hatte: er war gegen eine Tür aus starkem Holz gerannt, und diese Tür war verschlossen. Dahinter lag der Keller, der Roberts gehörte. Aber wozu war man Feinmechaniker? ... Gleich morgen würde man einen Wachsabdruck machen, dann einen Nachschlüssel feilen — nun, und dann weitersehen.

Rückwärts — damit die Fußspuren nicht zu Veräthern werden konnten — verließ Schumann diesen grauenhaften Keller. Als er zu seiner Frau in die Küche trat, rief sie entsetzt:

„Na, du siehst ja appetitlich aus!“

„Schmutzig, was? ... Ja, ich hab' mich gestoßen, das kann vorkommen.“ (Fortf. folgt.)

Weihnachten im Süden.

Von Ossip Kallender.

Unter Dezemberrosen.

In diesen Tagen stritt im Silbergeäst der stillen Obbaumhaine der Winterwind auch. Am Morgen fallen langbeinige Zikaden toderstarrt aus den Ritzen der Fensterläden, und auf den Wegen liegen gläsern und bunt erfrorene Ribellen.

Jetzt ist es Zeit, im Gebirge Hasen und graue Hochlandrehe zu schießen, Rotfüße und Abruzzenvögel, oder im Schiffe der Träsimenischen Seen den Wildenten nachzustellen.

Schnee fällt in den Bergen. Mit violetten Wintergewittern beginnt eine lange und eintönige Regenperiode, die das Erdreich aufweicht und aus der trodenen Starre des Sommers erlöst, die den weißgebrannten Staub von den Häusern abwäscht, die steilen Gassen mit dem eissigen und glückenden Lauf ihrer kleinen Sturzbäche erfüllt und die dem Landmann geeignet ist.

Häusliches wird getan. Die Frauen spinnen die feine, gelbe Wolle der Schafe, noch wie zu Erväterzeiten, kunst- und mühevoll mit der Hand; stricken Leibchen und Strümpfe davon, warme und rauhe, für die Kinder, die im Sommer mit den Lämmern spielten und von der süßen und sämigen Milch des Mutterchafs tranken. Oder sie sitzen über irdenen Näpfen und Schüsseln und lesen die weißen und feuerroten, glänzend schwarzen und lila geprenkelten Bohnenerne, die in die winterlichen Gemüsesuppen getan werden.

Dann aber, wenn man sich ganz dem Regen und der Lichtlosigkeit solcher Dezembertage verfallen glaubt und der Neuling schon geneigt ist, „Auch nicht viel besser als in unserem Norden ...“ zu sagen, hebt unvermittelt eine Reihe goldener Tage an. Die Sonne brennt lind und goldgelb wie durch Topas und scheint — während sie im Sommer hoch über unseren Dächern steht und die Häuser nur voll (wohlthuend) Schatten sind — schräg und warm in die Zimmer und Gänge, macht die getränkten Wände aufleuchten, krümmt die Rücken unserer Bänder und gibt Bettel und Papiere auf unseren Schreibtischen. Der Himmel er-

strahlt in kristallinem Blau. Die Landschaften, die des Sommers wie in ungeheurer Weisheit blenden oder von undurchdringlichem, silbernem Dunst verhüllt sind, schimmern hart und ovalisierend in allen Farben des Sonnenpektrums. Die lila Stabiosen haben nicht aufgehört, die Wiesen zu befliegen, und über den Mauern der Weingärten und Zitronenterrassen hängen schwer und duftend gelbe und rosa Rosen.

Das Leben im Freien, das hier das eigentliche Leben ist, geht weiter. Der Schmied tendelt fiegend vor seiner Werkstatt. Der Schuster knieft und klopf wieder vor seinem Hause. In den Gärten der Hügel und stillen Winkel hat die Olivenernte begonnen. Lange und primitive Pfahlleitern ragen in die Kronen der uralten, wild und barock verwachsenen Oibäume. Drei Männer sitzen in einem Baum und singen die schwermütigen Lieder der lateinischen Alpen. Und von anderen Tälern und Höhen fällt es ein und antwortet und führt andere Strophen und Lieder an. Mit kanonischen Variationen, improvisierend. Die hohe Kunst des Chorgesanges, die diesem Volke seit Jahrtausenden eigen ist.

Und wenn es gut geht, bleibt es jetzt so, bei Sonne und Rosen und wolkenlosem Himmel.

In diese Tage fällt die frohe und in unserem Norden von so viel Heimlichkeit und Betriebsamkeit erfüllte Adventszeit. Aber es sind nicht die heidnisch germanischen Weihnachten des Nordens, in denen noch die Schatten und Lichtgestalten Balders und Wotans geistern und im grünen Waldbaum und dem Glanz der zahllosen Kerzen Sinnbild finden, sondern die stillen Feiern der Christgeburt, in denen schon der Schmerz und die Wehmuth der Ostern mitschwingen, des größten und ernstesten der christlichen Feste des Südens. Der Heilige Abend ist zum Fasten und Beten. Der Fisch und das Ei sind für seine schmalen Mähler bestimmt. Dann kommt das feierliche und fromme Rituelle der Ritternachtsmesse; und man wäre nicht im Lande der Antike, wenn dem Erhabenen nicht das Satorspiel und dem Fasten und der Christmette nicht ein Essen folgte, dessen Mittelpunkt der mit Trüffeln oder Kastanien gefüllte Truthahn bildet und in dessen Umfang und Anpreisung die Tradition der Gastmähler der Alten waltet, wie sie die „Buolita“ Vergils und Petrons „Begebenheiten des Encolp“ beschreiben. Je nach der Bornehmheit der Familie und dem Himmelsstrich sind die Bräuche verschieden, und nimmt man dieses Festessen entweder als spätes Nachtmahl nach Heiligabend oder frönt den ersten (und einzigen) Feiertag damit.

Im Nahe wie bei uns der Mistelzweig hatte sich in letzter Zeit unter den oberen Zehntausend der Christbaum einzubürgern begonnen, im festlich und germanisch durchlebten Norden Italiens übrigens mehr als im phönizisch und griechisch besiedelten Calabrien oder der Basilicata. Aber als Hüter der heiligen Güter des Volkes und der Kirche hat der Fasismus dieses heidnisch barbarische Requirat verpönt.

Frage: Wo bleiben die Kinder bei den romanischen Weihnachten? — Sie bekommen in manchen Gegenden zu Epiphania beschert, in manchen (und den meisten) zu Santa Lucia, dem 13. Dezember. Am Vorabend ziehen sie, mit abenteuerlichem Blechgerät, alten Stützen, ledernen Kesseln und Nachtgeschirren über das Pflaster rassend und mit kuckern und hölzernen Ruhlodern lautend, durch die Straßen; stellen vorm Schlafengehen Teller vor die Fenster und streuen Zucker oder Salz darauf, je nachdem, ob ihnen das eine oder das andere für das Gelingen der heiligen Lucia angemessen erscheint. Der Morgen bringt dann die Gaben, die auf dem Santa-Lucia-Markt gekauft sind, und Mandarinen und Rüsse und sühes, mit Oblate, grünen Pistazien, roten Cochenillen und türkischem Honig bereitetes Mandelbrot. Und zu der Zeit, wo unsere Hanse und Seine und Greichen und Rütchen begeistert ihre Puppen und Zinnsoldaten und Maschinenbaukasten und Zuhbälle in Empfang nehmen, sind die von Gina und Nina und Checco und Pino längst schon kaput.

Vom weihnachtlichen Lichterbaum.

Von Ernst Edgar Reimerdes.

Ob zwischen dem mit Kerzen besteckten altindischen Wunschbaum, den chinesischen Lichterbäumen, den deutschen Kirmessbäumen, die man ehemals mit brennenden Lichtern schmückte und unserem Weihnachtsbaum ein Zusammenhang besteht, ist höchst zweifelhaft und soll deshalb hier nicht erörtert werden. Ebenso wenig haben die im 12. Jahrhundert in französischen Ritterburgen zu Schmuck und Beleuchtungsweden vor den Türzueingängen aufgestellten Lichteräume mit weihnachtlichen Gedanken etwas zu tun gehabt. Wann und auf welche Weise die Kerzen an die weihnachtliche Tanne gekommen sind, konnte bisher noch nicht einwandfrei nachgewiesen

werden. Da Weihnachten aber stets ein Lichtfest war, an dem in den Wohnräumen (und später auch auf den Gabelstischen) zahlreiche Lichter und Wachsstöcke brannten, so ist es leicht zu verstehen, daß man auch die Weihnachtsstanne bald nach ihrer Einführung beleuchtete. — Wie wir aus den Aufzeichnungen eines Unbekannten wissen, der in seiner Jugendzeit in Strassburg einwanderte, hat es 1604 im Elß bereits Weihnachtsbäume gegeben, die jedoch nur mit Äpfeln, Zuckerwerk, Papierrosen etc. ausgeputzt waren. Hätten schon Lichter daran gebrannt, so würde der gewissenhafte Chronist sie zweifellos erwähnt haben, denn auch der Strassburger Prediger Dannbauer, der in seinem 1642–48 entstandenen Werk „Katechismusmisch“ heftig gegen die „Lappalie“ des Weihnachtsbaumes zu Felde zieht, zählt als Schmuck nur Puppen und Zuckersachen auf. Zuerst erwähnt finden wir mit brennenden Lichtern besteckte Tannenbäume bei einer Silvesterfeier, welche die Herzogin Dorothea Sibille von Brieg (Schlesien) 1611 auf ihrem Schloß veranstaltete. Sie schreibt darüber in ihren Lebenserinnerungen: „Rings umher im Saale aber standen grüne Tannen, auf denen viele Hunderte von Wachslichtern brannten.“ Mit einer Weihnachtsfeier hatten diese Tannenbäume nichts zu tun, sie standen wahrscheinlich in Verbindung mit den zu jener Zeit beliebten Weihnachts- und Paradiespielen, bei denen die Lichteräume den Glanz des Paradieses versinnbildlichen sollten. — So wie wir ihn kennen und lieben, strahlend im Glanz der Kerzen, wird der Weihnachtsbaum zuerst 1797 in einer Schrift des aus Bittau gebürtigen Juristen Gottfried Rißling, Dozenten an der Universität Wittenberg erwähnt. Allerdings steht es nicht fest, ob die hier beschriebenen Lichteräume Tannen gewesen sind, doch wird es allgemein angenommen. — Ein bislang wenig betrachtetes, interessantes Zeugnis für das Vorkommen des lichtergeschmückten Weihnachtsbaumes im 17. Jahrhundert findet sich in den köstlichen Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans (1652–1722), Dilectio von der Pfalz. In einem Weihnachtsbrief vom Jahre 1708 an ihre Tochter, die Herzogin von Lothringen, erzählt sie von ihrer eigenen, in Hannover am Hof ihrer Tante Sophie 1659–63 verlebten Jugendzeit folgendes: „Ich weiß recht gut, was St. Nikolaus in ganz Deutschland bedeutet, aber ich weiß nicht, ob ihr ein anderes Spiel habt, das jetzt noch in Deutschland üblich ist. Man nennt es Christkindel, das bedeutet: L'enfant Christ. Da richtet man Tische wie Altäre her und stättet sie für jedes Kind mit allerlei Dingen aus wie: neue Kleider, Silberzeug, Puppen, Zuckerwerk und alles mögliche. Auf diese Tische stellt man Buchsbäume und besetzt an jedem Zweig ein Kerzchen. Das sieht allerliebste aus. Ich erinnere mich, wie man mir zu Hannover das Christkindel zum letzten Mal kommen ließ“ usw. Aus einem andern an ihre Tante gerichteten Brief Dilectios (vom 11. Januar 1711) geht ebenfalls hervor, das man bereits 1660 in Hannover den weihnachtlichen Lichterbaum (Buchbaum) gekannt hat, von dem man in ihrer Heimat (Heidelberg) damals noch nichts wußte. Dilectio wollte die deutsche Sitte des Weihnachtsbaumes in Frankreich einführen, stieß aber dabei auf den Widerstand ihres Gemahls. Der erste Tannenbaum in Frankreich brannte 1837 in den Tuilerien, wo ihn die Königin für die Herzogin Helene von Orleans, eine geborene Prinzessin von Schwaben, aufstellen ließ. — Daß man übrigens in der Pfalz ursprünglich Weihnachten keine Tanne, sondern einen Buchbaum ausgeputzt hat, geht aus der noch bis in die Gegenwart hinein in den Dörfern bei Landau üblich gewesenen Bezeichnung Buchbaum, Buchbäum für den Weihnachtsbaum hervor. — Ehemals wurden in diesen Gegenden der Pfalz in Kiefern gezogene Buchsbäume als Weihnachtsbäume ausgeputzt. Als frühestes Zeugnis für das Vorkommen des weihnachtlichen Lichterbaumes in der Pfalz gilt die um 1780 entstandene pfälzische Ziville des Malers Müller „Der Christabend“, die mit dem Anzünden der Kerzen des „Zuckerbaums“ beginnt, eine Bezeichnung, welche man noch vor kurzer Zeit in Westrich gekannt hat. — Im 18. Jahrhundert mehren sich die Zeugnisse für das Vorkommen des lichtergeschmückten Weihnachtsbaumes, dem wir nun auch hin und wieder in der Literatur begegnen, in die ihn Goethe im „Werther“ eingeführt hat.

Erwachen.

Skizze von Frh. M. Zimmermann.

Der Führer erklärte das Wunder der gewaltigen Tropfsteinhöhle nüchtern genug. Die junge Frau war ihm nicht böse deshalb. Für den alten Mann mit der blauen Mütze und den weißen Schnauzbart war das wohl eine altgewohnte Sache. Es muß ja abtumpfen, täglich und stündlich dasselbe zu reden. Aber da blieb er in der Kropfengrotte zurück, ließ die Besucher weiterziehen und winkte ein paar Menschen

an sich, die er wohl bei dem Rundgang beobachtet haben mußte. Frau Margot war dabei.

„Ich will Ihnen rasch etwas vorführen“, sagte der alte Mann, „ich merke, es gefällt Ihnen hier. Die meisten Leute laufen ja nur so durch — und viele sind sogar enttäuscht von diesem gewaltigen Naturwunder.“ Dabei lächelte er ein wenig unbeholfen, trat auf den großen Grottenstein und ließ, als es still war, den Knöchel des Zeigefingers über die pfeifenartigen Tropfgebilde gehen. Ein feines, glockenähnliches Klingeln hub an — es war, als riefte fern der Rudent im Wald, und dann wurde ein harmonischer Dreiklang nach.

Die fünf Menschen saßen sich an, lächelten wie Kinder, Frau Margot aber stand für Sekunden wie verzaubert. „Glockenläuten in Vineta“, meinte ein Herr. Sie nickte und blieb zurück. Die Hände in den Taschen des Reisemantels, ging sie mit kleinen, wiegenden Schritten weiter, summté unwillkürlich eine Weise vor sich hin, unbewußt, kaum wissend, was es war. Richtig: In der Halle des Bergkönigs — aus der Peer Gont Suite von Grieg. Ihr zögerndes Schreiten wurde fast zum Tanzschritt. War nicht alles Musik hier? O, vielleicht hatten hier dereinst die Zwerge große Sinfonie-konzerte veranstaltet.

Sie mußte doch lachen über diesen Gedanken. Dann wurde sie ernst. Glashehl und grünlich lag ein Wasserbeden in bizarren Tropfsteingebilden eingebettet. Aus der Tiefe drang das Gemurmel der Besucher zu ihr herauf. Wie zauberhaft schön, wie geheimnisvoll war doch das alles. Ein erstarrtes Märchen — und doch von rätselhaftem Leben. Weitentrückt von Tag und Nacht, von der nüchternen Wirklichkeit.

Ihr Mann erwartete sie unten. „Wo bleibst Du nur, Margot? So komm doch! Ich bin froh, wenn wir aus dem Höhlensauer raus kommen.“

„Gefällt es Dir nicht, Otto?“

„Was heißt gefallen? Man ist einmal hier und muß das wohl gesehen haben. Ist ja ganz nett und sicher 'ne Goldgrube für die Besucher. Aber offen gestanden habe ich mir das anders vorgestellt. Du lieber Himmel — es ist eigentlich immer dasselbe!“

Sie erwiderte nicht und folgte. Aber schon in der nächsten Grotte blieb sie wieder zurück. Sah Otto denn nicht die Taufbücherei dieses Naturwunders? War er denn blind für die feinen Reize dieser uralten Gebilde? Zu denken, wie hier der gewaltige Schöpfergeist wie ein Künstler diese zarten, feinfaltigen Vorhänge gewebt, wie er die palmenähnlichen Säulen aufgerichtet, die Grotten ausgehöhlt und die barocken Bögen gespannt hatte! Viel zu rasch ging die Führung vorstatten. Es war gar nicht möglich, alle diese sinnvollen Wunder zu sehen, zu begreifen. Und ihr Mann konnte gar nicht schnell genug aus diesem „Höhlensauer“ herauskommen. Ja, er war nüchtern — auf dieser Reise hatte sie es oft genug empfunden.

Und ganz leise wachte in ihr Solweigs Lied auf — es war wie eine stille, wortlose Klage, die irgendwie ihre Stimmung kennzeichnete. Heiratete man wirklich nur, um versorgt zu sein? War das nicht ein Verrat an sich selbst, an der Heiligkeit der Ehe, diese Auffassung ihrer Mutter? Möglicherweise, daß im Innenleben eines jeden Menschen Schranken gezogen sind, über die auch der nächste Mensch — ja, die eigene Mutter — nicht hinwegsehen kann. Sie war doch wohl ein wenig zu romantisch veranlagt — diese Zeit hat am Ende den Sinn für alle Romantik verloren. Oder?

„Aber Margot, Du scheinst ja förmlich hingerissen zu sein von dem blickigen Tropfsteintheater. Was findest Du bloß daran?“, hörte sie ihren Gatten sagen und fuhr auf aus ihren Gedanken. „Es ist doch wahrhaftig ein gewaltiges Gotteswunder, Otto — man kann sich gar nicht satt sehen!“

„Na, da will ich Dir sämtliche Ansichten davon kaufen, die zu haben sind. Aber nun komm — in 'ner Stunde geht unser Zug, und ich möchte noch einen vernünftigen Happen essen. Kühl ist es übrigens auch hier — Du wirst Dich hoffentlich nicht erkälten, Schatz?“

Er drängte sich mit ihr durch den Besucherschwarm dem Ausgang zu, drückte dem Führer ein Trinkgeld in die Hand. blieb draußen stehen und atmete von Herzen auf. „Das war auch mal wieder überstanden. Es freut mich, daß es Dir gefallen hat. Das ist doch wenigstens ein Trost.“

Die junge Frau preßte die Lippen zusammen und schweig. Was auch hätte sie darauf erwidern sollen? Otto meinte sich ja, daß es ihr gefallen hatte. Was wollte sie denn mehr? Von der Treppe aus sah sie zurück: ein Berg, wie tausend andere auch, waldbestanden, gras- und moosüberwuchert. Dazwischen Ginstern und Steinnestern, Fingerhüt

und Königskerzen. Und drinnen, im tropfenden Herzen des Wunder . . .!

Nun saßen sie auf der Terrasse, und ihr Mann stellte mit Kennermiene das Diner zusammen. Was als Mittagessen auf der Karte stand, begabte ihm nicht. „Ist es Dir recht so?“ fragte er zu ihr herüber. Sie nickte, ohne zu wissen, was er aufgegeben hatte. Nein, er würde die Sehnsucht eines Frauenherzens nie begreifen, wie er das Wunder im tropfenden Berg nicht begriff. Jeder Mensch hat Schranken — und zwischen ihrer und seiner Welt lag ein trennender Berg. In ihm lag das Wunder des Verstehens geborgen — aber selbst dann, wenn sich seine Pforten öffneten, sollten: er würde hindurchgehen und froh sein, wenn es von bei war.

Sie lächelte schmerzlich über den Vergleich. Der Besuch der Tropfsteinhöhle war wie ein Symbol.

Der Lautsprecher gab moderne Tanzmusik wieder. Ihr Mann summte mit. „Weißt Du was, Margot — wir fahren nach Berlin. Dieses kleinbürgerliche Milieu haben wir zu Hause alle Tage. Aber Du kennst die Reichshauptstadt noch gar nicht. Aber etwas mehr ist selbst im Sommer dort los als in dieser verlassenen Gegend. Einverstanden?“

„Gewiß, Otto. Du hast sonst am Ende gar nichts von unserer Ferientour.“ — Er horchte flüchtig auf. Lachte dann und meinte: „Es wird Dir schon gefallen in Berlin, und ich denke, wir haben jetzt genug Naturromantik genossen.“ — Sie dachte: „Muß nun der Mann die Frau verstehen oder umgekehrt?“ Vielleicht hatte sie hier eine Aufgabe zu erfüllen? Dieser Gedanke war wie eine Hoffnung, die gleich darauf erstarb wie das Sonnenlicht hinter den draußen aufziehenden, drohenden Gewitterwolken . . .

Welt u. Wissen

Gattentreue in der Tierwelt. Die sogenannten Mandarinenenten, eine aus China stammende Entenart, sind unter ihren Artgenossen das, was in der übrigen Vogelwelt eine gewisse Sorte Zwergpapageien, aus der Familie der Sittiche ist, die man auch inseparables, die Unzertrennlichen, nennt. Die Tiere gelten deshalb in China als das Symbol der Gattentreue und werden bei Hochzeitsfeierlichkeiten den Neuvermählten vorangetragen. Ein vommerischer Landwirt, der ein solches Mandarinenentenpaar unter seinem Geflügelbestande hielt, berichtet über die gegenseitige Anhänglichkeit der Tierchen folgendes: Von dem Paare kam eines Tages auf unaufgeklärte Weise das Männchen abhanden, was das zurückgebliebene Weibchen sich so nahe geben ließ, daß es wie in Gram versunken in einer abgelegenen Ecke des Geflügelhofes teilnahmslos dasah, jede Nahrung verschmähte und sichlich verfiel. Um die trauernde Witwe zu trösten, ließ ihm ein neuer Mandarinenenterrichter kommen. Dieser, ein wahres Prachtexemplar, begann alsbald sein Brunkgefieder zu putzen und der Schönen aufs Zärtlichste den Hof zu machen. Sie jedoch wies alle seine Bemühungen kalt zurück und blieb melancholisch in ihrer Ecke hocken. Nicht einmal der Teich, in dem sie sonst so gerne umherzuschwimmen pflegte, suchte sie mehr auf, und ihr Gefieder, das sonst so glatt und glänzend gewesen war, wurde struppig und unansehnlich, wie wohl bisweilen Menschen, die ein Kummer plagt, ihr Äußeres vernachlässigen. — Durch einen Zufall fanden meine Kinder im Stall eines Häuslers den abhanden gekommenen Enterrichter wieder, und wir beeilten uns nun, das Tier in seine gewohnte Umgebung zu bringen, wo es mit lautem Geschnatter und beständigem Flügel schlagen umherlief, als wolle es seiner Freude über die Rückkehr Ausdruck verleihen. Das Weibchen erkannte sofort die Stimme des zurückgekehrten, eilte herbei, und nun gab es eine rührende Wiedersehensscene. Die Wiedervereinten legten die Häute kreuzweise übereinander, gingen sogleich in den Teich und waren von Stund an gesund und munter und unzertrennlicher als je zuvor. Der Häusler, dessen Kinder sich das Männchen wegen seines prächtigen Gefieders angeeignet hatten, berichtete, daß es bei ihm genau so getrauert und jede Nahrung verweigert hatte, wie das Weibchen. Das Drolligste war, daß diese gefiederte Penelope ihrem Obduseus anscheinend von den Nachstellungen des unerwünschten Freier Mitteilung gemacht hatte, denn als der fremde Mandarinenenterrichter am nächsten Morgen auf der Bildfläche erschien, stürzte sich der „rechtmäßige Ehegatte“ sofort auf den Eindringling und trieb ihn mit Bissen und Schnabelstichen in die Flucht.